



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : Roman : (zwölfte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Zwölfte Fortsetzung)

Heilwig war nicht mehr in Mayen. Die Frau von Brewer hatte ihr ihr Haus angeboten und der Staatsrat nahm dies Anerbieten ohne weiteres an.

„Ich dank Euch edle Frau! Meine Tochter wird froh sein, einmal von uns Männern loszukommen und Ihr werdet ihr zu schaffen geben, daß sie ihre Zeit gut anwendet!“

Er war streng und unnahbar geworden. Er war zwar nicht dabei gewesen, wie die Männer den Junker aus dem Verließ holten, aber er wußte, daß seine Tochter diesen Papisten umhalszt und an seiner Brust geweint hatte. Dem Junker Ranzau, der es sah, liefen beinahe die Tränen aus den Augen, als er es dem gestrengen Vater berichtete.

„Meiner Treu, Herr, ich hab es rührend gefunden, und ich meine, daß die zwei zusammenkommen müßten. Der Wiltberg ist ja von gutem Adel und unser Herzog wird ihm schon in ein Amt helfen. Abschwören muß er natürlich, und das ist nur gut für ihn; wie froh wird er sein, den rechten Glauben zu erfassen!“

Fragend sah er den Staatsrat an, der ihm den Rücken kehrte, und auch Josias Sehestedt, der neben seinem Oheim stand, gab ihm keine Antwort und erklärte sogar, Kopfschmerz zu haben, was eine verwunderliche Krankheit für einen holsteinischen Junker war. Aber der Ranzau dachte nicht weiter darüber nach — es gab viel zu tun in der Stadt, sowohl mit den gesunden Soldaten, wie mit den Verwundeten. Von den letzteren starben einige und andere waren bei dem Kampf gefallen. Da gab es großen Streit wegen der Beerdigung der Reher, die, wie die Ratsherren von Mayen erklärten, ungern auf ihrem Kirchhof ruhen sollten. Dagegen hatten sie nichts gegen die toten Franzosen einzuwenden, von denen sie viel mehr Unbill hatten erdulden müssen, als von den Deutschen.

Da machten die Offiziere kurzen Prozeß: alle Toten mußten ein ehrliches Begräbniß in der Mitte des Kirchhofes, auf dem besten Platz, haben. Ein Feldprediger kam aus Andernach und redete deutsch und ergreifend, während die

Mayener neugierig umherstanden, halb andächtig wurden und halb empört. Einige nahmen sich vor, nach dem Abzug der Braunschweiger ihre Toten auf den Schindanger zu werfen: sie haben es später aber doch nicht getan. Vielleicht weil sie doch christlicher dachten als sie selbst meinten, vielleicht aber auch deswegen, weil die böse Zeit für sie noch lange nicht ihr Ende erreicht hatte und sie später bitterlich gern die Braunschweiger hier gehabt hätten, als die Franzosen mit vermehrter Zahl wiederkehrten und kein deutsches Heer Widerstand entgegensetzte.

In Laach und Niedermendig lagen Verwundete und Heilwig mußte pflegen und verbinden helfen. In dem großen Steinhaus der Frau von Brewer hatte eine Reihe von Verwundeten Aufnahme gefunden, auch in den Nachbarhöfen, und der Feldscher allein konnte nicht alle versorgen. Der Junker Franz Xaver von Brewer hatte eine Kugel im Bein, die ihm herausgeschnitten wurde; eine Operation, die ihn heftig auf die Franzosen fluchen ließ.

Nachher aber wurde er wieder wohlgenut, half, wo es zu helfen gab, und wollte sich dem Herzog Hans Adolf für seine kleine Schar zur Verfügung stellen. Dies aber gab seine Mutter nicht zu.

„Er soll hierbleiben und die Steinbrüche arbeiten lassen!“ sagte sie zu Heilwig. „Was soll aus der Welt werden, wenn es nur Krieg gibt, Tote und Verwundete?“

Sie streichelte ihren roten Kater, der sich an ihren Knien rieb, und eilte mit ihrem großen Schlüsselbunde weiter, um hier Wein, dort Brot auszugeben und überall nach dem Rechten zu sehen. Von ihr sah Heilwig nicht viel, und sie entbehrte doch eine Frau, mit der sie sich aussprechen konnte. Ihr Vater war kühl gegen sie, von den holsteinischen Junkern hörte sie nichts, und als einmal der Abt gekommen war, um nach den Verwundeten zu sehen, war er wohl freundlich, aber doch zurückhaltend.

Da war es denn gut, daß eines Tages Jostias von Sehestedt erschien, um sich nach ihr umzusehen. Er hatte zwei Fähnlein Reiter nach Andernach zurückgebracht, um sie durch andere zu ersetzen. Die Stadt Mayen wurde noch besetzt gehalten und Laach gleichfalls: es war aber anzunehmen, daß sich die Franzosen vorläufig nicht wieder an den Rhein wagen würden. Sie hatten größere Verluste erlitten, als sie zugeben wollten, und mußten erst wieder neue Truppen haben. Der Krieg in Süddeutschland ging immer noch seinen Gang. Wohin die Franzosen kamen, stiegen die Rauchsäulen gen Himmel und die Einwohner wurden getötet oder verjagt; es war keine Zeit für Jungfrauen, in der Nähe zu bleiben, wo vielleicht doch die Kriegsfurie wieder ihre Fackel schwingen konnte.

Jostias sprach eifriger, als es sonst seine Art war. Er saß neben Heilwig in dem Gärtchen der Frau von Brewer, in dem einige Rosen blühten. Der Hollunder bog seine weißen Blüten über die hohe Mauer, die das Gärtchen von der Straße trennte, Löwenmaul und Rittersporn standen reglos in der Sonne. Es war ein heißer Tag, im Dunst lagen die Laacher Berge und vom

Rhein her kamen kleine Platterwolken gezogen. Vielleicht brachten sie ein Gewitter und kühlten die Luft.

Heilwig sah ihren Vetter an, als erwartete sie noch mehr Nachricht von ihm, aber er richtete den Blick vor sich und stützte beide Hände auf seinen langen Degen. Sein sonst so sorgloses Gesicht trug einen ernsthaften Ausdruck. Heilwig achtete nicht darauf.

„Wie geht es dem Junker Wiltberg?“ fragte sie.

Jostas sah sie noch immer nicht an.

„Er liegt in seinem Haus und wird von einer Magd, sie soll Rättha heißen, gepflegt. Hat schon Wein getrunken und ist in den Garten gegangen. Wird wohl bald wieder gesund sein!“

Er schwieg, und Heilwig erhob sich.

„Helft mir, daß ich nach Mayen reite, um nach ihm zu sehen!“

„Wenn der Junker etwas von Euch will, dann sollte er billig zu Euch kommen!“

Der Sehestedt hatte einen trockenen Klang in der Stimme, aber das Mädchen wurde ungeduldig.

„Herr Vetter, das wird er nicht wagen. Wir sind die Befreier und unser Wesen ist rauh. Er aber ist zart. Ich sehne mich nach ihm, wie ich mich nach ihm bangte, seitdem ich ihn sah. Ihr wißt, er rettete mich vor Schrecklichem; nun ist es an mir, den ersten Schritt zu tun!“

„Ihr wollt ihn wirklich heiraten?“

„Ganz gewiß!“

„Aber Ihr seid mir versprochen seit einer Reihe von Jahren!“

Jostas heftete seine Augen jetzt auf Heilwig, die zu lachen begann.

„Lieber Vetter, Ihr habt ehemals so wenig an mich gedacht, wie ich an Euch. Mag sein, daß es für unsere Güter das beste wäre, wir heirateten uns; aber warum sollen wir für unsere Güter und nicht für uns leben? Ich habe es nicht gewußt; aber es gibt doch auch Liebe in der Welt, und nach dieser will ich mich richten!“

Sie rückte dem Junker näher und faßte seine Hand.

„Lieber Vetter, helft mir bei meinem Herrn Vater! Er ist kalt gegen mich und ich weiß, daß er keine Lust hat zu dem Wiltberg. Ich aber bin sein einziges Kind und möchte gern glücklich werden. Lieber Vetter, wollt Ihr mir nicht zu meinem Glück verhelfen?“

Sie war rot geworden, Tränen standen in ihren Augen und ihr Atem ging schnell.

„An die Liebe habe ich nimmer geglaubt, wie sie in Büchern beschrieben wird“, fuhr sie fort. „Nun aber kenne ich sie, und warum darf ich sie nicht kosten?“

„Liebe Base,“ Jostas Stimme schwankte nun auch: „Was wollt Ihr mit einem so fremden Kerl in unserem Holstenland, den kein Mensch kennt und

der noch dazu ein Papist war? Wenn ich es denn nicht sein soll, so nehmt wenigstens einen rechtschaffenen Mann aus unseren Familien — so ein Fremder —“

„Er wird Euch nicht fremd bleiben, Jostias! Helft mir doch!“

„Ein übles Geschäft!“ murrte er. „Und wie beginne ich es?“

„Ihr sollt zu dem Junker gehen und ihn bitten, zu mir zu kommen, daß wir uns einmal ordentlich sprechen können. Oder daß ich ihn in seinem Hause sehe, wenn er zu krank ist, um den Weg hierher zu machen. Ach, lieber Junker, die Zeit drängt; wenn der Herr Vater mit mir reisen will, muß ich gehorchen, und weiß dann nicht, was ich mit mir beginnen soll. Denn ich liebe nun einmal den Junker von Wiltberg und kann ihn nie vergessen. Muß also ohne ihn mein Leben still vertrauern im Kloster zu Preeß, was ich ungern tue!“

Heilwig schöpfte Atem und wurde noch röter. Sie wußte, es ging gegen die Sittsamkeit, wenn eine Jungfrau so über ihre Empfindung sprach; aber war Jostias nicht ihr Better und immer sehr gut gegen sie gewesen?

„Fräulein —“ er stand auf und versuchte zu sprechen, schüttelte aber nur den Kopf und griff an seine Halskrause. Sie war fein gefältelt und mit Mechler Spitzen besetzt, mußte aber doch wohl ein wenig eng sein.

Nur eine kurze Verbeugung machte er und war dann klirrenden Schrittes davongegangen. Einen Augenblick sah Heilwig hinter ihm her. Er hätte ihr wohl ein Wort sagen können, daß er tun wollte, was sie wünschte. Aber er würde es tun, sie glaubte es sicher; und wie nun der Junker Brewer kam und ihr ein wenig den Hof machte, kam es ihr vor, als wäre eine große Last von ihrem Herzen gefallen, und sie konnte wieder lachen und scherzen, wozu ihr die Lust bis dahin eigentlich vergangen war.

Der Junker Jostias ritt gen Mayen. Er war ganz allein und wußte auch, daß er es wagen konnte. Die Feinde waren verschwunden und die Bauern gruben ihr Feld um, oder begannen ihre zerstörten Häuser wieder zu bauen. Aber in den Steinbrüchen sollten viele sitzen, denen der Krieg alles genommen hatte; die räuberten bei Nacht oder überfielen einsame Wanderer.

Jostias hatte davon gehört, aber er dachte nicht darüber nach. Grübelnd saß er zu Pferde, und die Ledermütze mit der Reithersfeder, die ihm sonst im Nacken saß, hatte schon lange ihren Platz über seinen Augen.

Nun richtete er sich in den Bügeln auf und fluchte vor sich hin. Er wollte kein Schwächling sein und sich um etwas grämen, das er nicht haben konnte! Pah! Gab es nicht viele feine Jungfrauen von altem Adel in seiner Heimat, und war es nicht gut, noch seine Freiheit zu genießen und niemand Rechenschaft zu geben? Er summt ein Schelmenlied vor sich hin, dann glitt es aber von seinen Lippen und huschte in die Ferne. Er achtete nicht darauf; langsam ging sein Pferd, und er ließ es gehen wie es wollte.

Bis das Tier einen Satz machte, daß es ihn fast abgeworfen hätte. Der Pfad nach Mayen hinunter war eng und führte an einem Steinbruch entlang.

Tief ging es an einer Seite hinab in die Erde, während an der anderen steiler Wald anwuchs. Hier lag eine tote Ziege und eine Frau kniete vor ihr, um sich ein Stück Fleisch vom Tier zu schneiden. Sie ging auch nicht aus dem Wege, als Jostias ihr dies zurief, gleichmütig arbeitete sie weiter an dem mageren Tier, und der Junker mußte absteigen, da sein Pferd nicht weiterwollte.

Zornig packte er die Frau an und erkannte Gritt.

Sie war verwildert und zerklümpert, sie zeigte die Zähne, wie ein verhungertes Tier, und stieß einen krächzenden Laut aus, als der Junker ihren Namen rief.

„Weg mit dir, Teufel!“ schrie sie. „Ich will essen und meine Kinder auch?“

„Gritt!“ Jostias hielt die Frau fest.

„Du sollst hängen!“ setzte er triumphierend hinzu. „Seine Gnaden werden sich freuen!“

Er band ihr einen Strick um den Hals wie ehemals, und als er es tat, mußte er an den Abend vor etlichen Monden denken, wo er dasselbe tat, und die Frau mit sich nahm auf Geheiß des Herzogs.

Und es war nichts danach gekommen als Elend und Verrat.

Finster sah er in das Gesicht des Weibes, das ihn auch erkannte.

„Feiner Junker!“ sagte sie höhrend. „Was hast du an mir? Bin nir für dich! Laß mich sterben, wo ich liege!“

Wie er dies Jammerbild sah, kam es doch über ihn wie Mitleid. Was nützte es ihm, wenn sie am Galgen hing. Was nützte es dem Herzog?

Gritt mußte seine Gedanken ahnen; sie nahm den Strick vom Hals und kniete wieder neben die Ziege.

„Ich hab sie gefunden und will auf ihr reiten!“ kicherte sie. „Andere tun es auf einem Besen, das mag ich nit, muß ein feiner Boß sein! Willst du mit, mein Feiner? Wir reiten schnell, ganz schnell!“

Jostias stieg wieder auf und jagte eilig davon. Er wollte nicht an Hexen glauben, aber ihn überkam doch ein Schauer. Ehemals war diese Frau vernünftig gewesen, nun hatte der Böse sie gepackt zur Strafe für ihre Sünden und sie mußte in der Hölle brennen. Und es fiel ihm nicht ein, daß dies arme Weib, durch harte Trübsal und Gefahr ihren kleinen Verstand verloren hatte.

Im Zimmer des Junkers von Wiltberg stand Jostias in steifer Haltung, während Sebastian sich erhob und seinen Gast höflich zum Sitzen einlud. Die Tür nach dem Garten stand offen, und hier waren Mauertrümmer und Spuren der Tritte beseitigt. Aus dem Rasen sproß wieder einiges Grün, und über dem Loch in der Mauer, obwohl es viel größer geworden war, spielten die Efeuranken in der Sonne.

„Werter Junker, ich komme im Auftrag meiner Base, des Fräulein von Sehestedt.“

Josias Stimme klang ihm selbst fremd, aber anders hätte er nicht sprechen können. „Meine Base, das wohlgeborene Fräulein Sehestedt —“ die Gedanken verwirren sich ihm, denn des Wiltberg blaßes Gesicht ärgerte ihn. Er brauchte nicht weiter zu sprechen: aus dem Garten kam eine schwarze Frauengestalt und Frau von Kolben redete, als hätte er an sie das Wort gerichtet.

„Es freut mich, Junker, daß die Jungfrau endlich hat von sich hören lassen. Da doch mein Bruder sie aus schlimmer Gefahr errettet und auch seine Reputation dabei aufs Spiel setzte, denn in dieser Stadt gehen böse Gerüchte, und es sind mancherlei Dinge geschehen, die auch verwunderlich sind. Wir aber denken, daß es besser ist, wenn die Jungfrau mit mir nach Andernach geht, da sie denn auch gleich in der heiligen römischen Kirche Unterweisung erhalten und bald ihren Irrglauben abschwören kann. Denn da sie meinen Bruder vor allem Volk umhast und geküßt hat, wird sie ihn natürlich heiraten wollen. Wogegen mein Gemahl und ich nichts einzuwenden haben, wenn der Herr von Sehestedt uns wenigstens tausend Goldgulden gibt, damit wir den Weinberg des Schladebach kaufen können, der neben dem unseren liegt und auf dem ein gar gutes Gewächs reift. Mein Gemahl und ich sind gewillt, mit dem Herrn von Sehestedt über die andere Aussteuer zu reden, die das Fräulein mitbringen wird. Denn mein Bruder ist eingekauft im Domstift zu Trier und sollte geistlich werden. Wenn er auf diese Gnade verzichtet, so ist dies eine schwere Sache, die ihm und auch uns das Herz bedrückt, so daß es angezeigt vom Herzog von Holstein wäre, dem Junker eine Renumeration zu geben, daß er sich glücklich auch im weltlichen Stande behaupten kann.“

Frau von Kolben sprach laut und fließend. Auf diese Rede hatte sie sich vorbereitet und sie wußte sie auswendig. Jetzt schwieg sie und sah sich nach ihrem Bruder um, der kein Glied rührte und die Augen niederschlug. Es war still im Zimmer. Vom Garten her lärmten die Spazierer und Bursch sprang nach ihnen. Dazu stieß er ein kurzes Gebell aus, man merkte, er war glücklicher, als jemals. Wer aber dachte an Bursch? Frau von Kolben richtete ihren Blick auf Josias, der noch keine Bewegung gemacht hatte. Nur seine Augen waren sehr groß geworden und seine Lippen standen ein wenig offen.

„Wollet Euch setzen!“ sagte Frau von Kolben nach einer Pause, die ihr selbst aufzufallen schien. „Ich habe Wein aus Andernach mitgebracht und Ihr werdet einen Trunk nicht verschmähen. Meinem armen Bruder nahmen die Feinde alles. So kann er Euch nicht bewirten, wie er wohl möchte. Aber es redet sich besser bei einem Becher Wein!“

Sie deutete auf einen Holzstuhl, aber Josias verbeugte sich steif.

„Es ist besser, ich bringe Eure Worte erst meinem Herrn Dheim.“

Eilig grüßte er noch einmal und war dann schon auf der Straße. Da blieb er stehen. zog sein Wams zurecht und drückte die Kappe in die Augen.

Von der Kirche her kam dichter Weihrauchdunst. Das Gotteshaus wurde ausgeräuchert, weil es verunehrt worden war durch die Franzosen. Schwer lag der Qualm auf den Straßen und einige alte Weiblein knieten nieder, um ihn einzuatmen. Jofias aber begann zu husten und dann piff er durch die Zähne. Gerade als der Junker Wiltberg ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Meine Schwester sprach ohne mein Wissen und Willen!“ sagte er mit zitternder Stimme.

Bedächtig sah ihn der andere an.

„Verlangt Ihr nicht dasselbe, wie die edle Frau?“

„Sie mag ihren Glauben behalten!“ kam es zögernd von den Lippen Sebastians. „Und ich will keine tausend Goldgulden und keine Morgengabe.“

„So wisset Ihr, wie Ihr Euer Weib ernähren wollt?“

„Nein! Aber ich liebe sie!“

Jofias hatte ein undurchdringliches Gesicht.

„Ich werde alles bestellen!“ sagte er, sich abwendend, aber Sebastian hielt ihn fest.

„Ihr kamet mit einem Auftrag und Ihr habt ihn nicht ausgerichtet!“

„Ihr solltet zu der Jungfrau kommen und mit ihr reden!“

Ein Aufleuchten ging über das blasse Gesicht des Junkers.

„Wollt Ihr mich mitnehmen, darf ich sie sehen?“

Jofias trat von einem Fuß auf den anderen.

„Gewiß, ich bringe Euch zu ihr — aber bedenket — sie wird nicht von ihrem Glauben lassen, wie Ihr nicht von dem Euren! Und da Ihr weder Geld noch Stellung habt, sie aber eine Erbin ist, so werdet Ihr mit ihr gehen und Eure Heimat verlassen müssen. Denn sie ist das einzige Kind ihres Vaters und das große Gut wird ihr einst zufallen. Was soll sie hier am Rhein, etwa Wein pflanzen? Ihre Bauern säen Weizen für sie und die Ställe des Edelhofes sind voll von Kühen und Pferden. Ihr müßt mit ihr kommen, Junker! Anders geht es nicht. Und Ihr könnt es schon tun: Ihr kriegt ein schönes Weib aus edlem Blut und werdet einmal ein reicher Mann. Aber einen Papisten wollen wir nicht in der Ritterschaft: Euren Glauben müßt Ihr verlassen! Ist auch nicht schade drum!“

Jofias hatte sich in Eifer geredet. Der blasse Mann mit dem ernstesten dunklen Gesicht und den schwärmerischen Augen gefiel ihm, obgleich er ihn eigentlich hassen wollte. Ein Edelmut kam über ihn, daß er auf den anderen einredete, als wünschte er wirklich, ihn als Gemahl seiner Base zu sehen. Aber Sebastian trat einen Schritt zurück.

„Niemals werde ich meinen heiligen Glauben abschwören, niemals meine Heimat verlassen!“

Seine Stimme klang fest, und Jofias wollte sich mit kurzem Gruß abwenden, als vom Markt her ein Trompetensignal durch die Luft flatterte und dazu Pferdehufe trabten. Gerritt von Ahlesfeld kam die Gasse hinunter.

„Wir ziehen mit dem Herzog an die Mosel!“ rief er mit seiner hellen Stimme. „Der Lothringer kommt hernach, wir aber bilden die Vorhut!“

„Sapperlot, das lob ich mir!“ Jostas wischte sich die Stirn und rückte an seinem Wehrgehent. „Die Franzosen laß ich gern über die Klinge springen und einige andere dazu!“

Er sah zu Sebastian hin, der regungslos, mit weit geöffneten Augen stand.

„Ihr solltet mitkommen, Junker!“ sagte er halb spöttisch. „Wir armen Kezer tragen unsere Haut für die Rheinländer zu Markt und diese beten nicht einmal für uns. Wir haben ja nicht den rechten heiligen Glauben! Aber beschützen dürfen wir Euch!“

Klirrend ging er die Straße hinunter und Gerritt folgte ihm mit zufriedenen Gesicht.

„Ja, so ein papistisch Herrlein, mit einem Heiligen im Gemach —“ Die anderen Worte verklangen, Sebastian hörte sie nicht mehr.

(Fortsetzung folgt)



Siegfried oder Achill?

Von Dr. Roland Schacht



In allen modernen Literaturen gibt es Werke, deren technische Vollkommenheit jeder unvoreingenommene Kritiker anerkennen muß und die doch ohne jede Wirkung sind. Woher mag das kommen? Oder stellen wir die Frage gleich allgemeiner: wodurch wird Kunst populär, d. h. wodurch ist sie imstande, nicht nur einem engeren Kreise von literarisch Interessierten, nicht nur einem weiteren von Gebildeten, sondern auch dem Volk, mithin der gesamten Nation lebendige und nachhaltige Eindrücke mitzuteilen? Offenbar zunächst durch künstlerische Qualität. Nur was von einer gewissen technischen Qualität ist, es braucht nicht immer die höchste zu sein, vermag sich dauernd zu behaupten. Aber wie aus der oben gestellten ersten Frage bereits hervorgeht und ich schon unlängst in meinem Kleist-Aufsatz angedeutet habe (Grenzboten 72. Jahrg. Nr. 42), genügt die Qualität allein nicht, damit ein Werk von der Nation dankbar entgegengenommen wird, es bedarf offenbar noch anderer Eigenschaften.

Zunächst der Einfachheit. Das Komplizierte ist stets das Produkt eines relativ engen, in sich geschlossenen Kreises, der mit den ihm gegebenen Möglichkeiten zu spielen beginnt; außerhalb dieses Kreises überzeugt es nicht mit jener unmittelbar schlagenden und doch nachhaltigen Wirkung, die die Hauptbedingung